

sollte er von seiner Umwelt weniger verlangen? Warum vor allem von denen, die seine Freunde waren?

Die Briefe Wagners an Hans von Bülow verraten auf jeder Seite, daß es Wagner in seinem Verhältnis zu Bülow ganz wesentlich um die Sache ging. Es sind wenige Briefe in dieser Sammlung, die nicht von den täglichen und stündlichen Sorgen zeugen, die dem Künstler aus seinen Werken erwachsen: immer wieder das Verhandeln mit Verlegern, Direktoren, Sängern; immer wieder das Drängen nach Taten, nach Aufführungen und Arrangements, das verzweifelte Sehnen nach einer ungestörten Arbeitsstätte; immer wieder die materielle Not. Und immer wieder der Ruf nach dem Freunde, daß er ihn in seiner Einsamkeit und psychischen Verfassung aufheitere, damit er wieder Kraft zum Schaffen schöpfe. Nur wenige Briefe, in denen er mit Bülow, dem Kapellmeister, über den musikalischen Gehalt seiner Werke, nur ganz vereinzelt, in denen er mit ihm über seine Weltanschauung spricht. Es sind die Sorgen und Nöte des alltäglichen Lebens, die er dem Freunde mitteilt; aber aus solchem Tatsachenmaterial gewinnt man tiefere Einblicke in die sozialen Notwendigkeiten, die bestimmend auf des Künstlers Wesen einwirkten, als aus seinen Abhandlungen über seine Weltanschauung und seinen gänzlich verworrenen Gedanken über soziale Fragen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Künstler über sich selbst nur selten hinreichend orientiert sind. Ihr Gebiet ist das künstlerische Gestalten, nicht aber die philosophische Reflexion. Und schließlich beruht der eigentliche Wert brieflicher Dokumente doch darin, daß sie als authentisch-biographisches Material das Verständnis für das künstlerische Schaffen vertiefen helfen. Zwar ist bekannt, daß gerade das dokumentarische Erbe Wagners nicht mit der Gewissenhaftigkeit und Vorurteilslosigkeit verwaltet wird, die eine allseitige und gründliche Kenntnis des Künstlers erfordert. So ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch die vorliegende Briefsammlung nicht vollständig, sondern durch die Zensur des Hauses Wagners erheblich zurückgestutzt worden ist. Denn gerade das Verhältnis Wagners zu Bülow berührt jenen empfindlichsten Punkt, der selbst eifrigen Wagnerverehrer einige Schmerzen bereitet. Daß und weit mehr noch wie Cosima von Bülow Frau Cosima Wagner wurde, ist eine der peinlichsten Angelegenheiten im Leben des „Meisters“; denn erstens war das Verhältnis Wagners zu Frau von Bülow von Anfang an weit ernster als sein Verhältnis zu irgend einer anderen Frau, selbst zu Mathilde Wesendonck, was in bezug auf Wagners Frau eine höchst heikle Sache war. Durch alle die Schmähungen und Verleumdungen, Verdrehungen und Entstellungen, mit denen eine feile Wagnerkamarilla Frau Minnas Andenken beschmutzt hatte, konnte doch nicht verhindert werden, daß das Bild dieser armen, schlichten Frau in allen seinen tragischen Zügen klar erkennbar freigelegt wurde. Nachdem der Bann von Bayreuth gebrochen ist, haben sich auch unter den bürgerlichen Wagnerbiographen die Stimmen gemehrt, die der ersten Frau des Künstlers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihr nach all den ungeheuren Opfern, die sie ihrem Manne gebracht hat, gebührt. Danach ist es nichts als eitel Legende, deren Quellen gewiß trübe genug fließen, daß Frau Minna der Kunst Wagners verständnislos gegenübergestanden, womit dann von einem „erhöhten“ Standpunkte aus dem „Meister“ für seinen Verkehr mit gleichgesinnten und geistig ebenbürtigen Frauen der erwünschte Freibrief ausgeföhrt ist. In Wahrheit hat Frau Minna den Künstler Wagner geheiratet, wie er die Künstlerin nahm. Und diese Frau hat ihrem Gatten in den schwersten Jahren seines Lebens, da der Bann einer ganzen Welt auf ihm lastete und der Hunger sein ständiger Gast war, treu und opfermutig zur Seite gestanden. In diesen Jahren bitterster Not nahm sie vollen Anteil an dem Schicksal des Gatten wie an seiner Kunst. Und bis zuletzt hat sie in Verehrung zu dem Künstler Wagner aufgeschaut. Ihre krankhafte Gerechtigkeit hat ihr je länger je mehr gewiß den klaren Blick für die tatsächlichen Verhältnisse geraubt; allein Wagner bot ihr durch seinen Verkehr mit den Frauen auch stets neuen Anlaß zum Mißtrauen, so sehr er sonst auch um ihre Gesundheit besorgt war. Er folgte hemmungslos seinen Liebestrieben, deren Konflikte eine wesentliche Quelle seiner Schaffenskraft waren. Und so schonte er Frau Minna auch nicht, als sein Verhältnis zu Cosima von Bülow sich immer entscheidender gestaltete. Dieses Verhältnis wird aber dadurch noch besonders kompliziert, daß es sich um die Frau des Freundes handelte, der Wagner am treuesten ergeben war.

Es ist wohl richtig, daß Frau Cosima zu Hans von Bülow nicht paßte. Als Tochter Liszts, dessen Künstlerschaft auf der Höhe ihres Ruhmes stand, als eine Herrschernatur von seltener Energie, ein ungestümes Temperament, das Wagner einmal scherzhaft aber treffend Masepparoff nannte, mochte sie in der Tat mit ihrem Eos,

die Gattin eines Künstlers untergeordneten Ranges zu sein, heftig genug haben. Auch hatte Peter Cornelius wohl recht, indem er schrieb: „Bülow's Heirat war ein Freundesopfer, das er seinem Meister Liszt brachte“. Aber alles das rechtfertigt noch nicht das Verhalten Wagners, dem Freunde gegenüber in der persönlichsten Angelegenheit selbst dann nicht einmal das nötige Vertrauen zu schenken, als alle Welt bereits hinter sein und der Frau von Bülow Geheimnis gekommen war. Und Bülow dachte nicht entfernt daran, daß der Freund sein Vertrauen irgendwie mißbrauchen könnte. Selbst als Frau Cosima im Jahre 1865 einem Kinde Wagners das Leben schenkte, hatte er noch nicht den geringsten Verdacht. So mußte der Schlag, als das Geheimnis nicht mehr zu verheimlichen war, doppelt schwer treffen. Bülow willigte in die Ehescheidung, nur stellte er die Bedingung, daß erst zwei Jahre bis zur Verheiratung Wagners und Cosimas vergehen sollten. Die beiden schlugen ihm diese Forderung ab.

Es ist ohne Zweifel, daß Bülow auch in diesem Falle im wesentlichen der Sache, der er sein Leben geweiht hatte, zu dienen suchte. Er fürchtete, daß der Skandal, der unvermeidlich war, es ihm unmöglich machen würde, fernerhin für Wagners Werk kämpfen zu können. Und er hatte sich nicht getäuscht. „Indem nach dem Verlauf, den die Dinge nunmehr im Angesicht der Welt genommen hatten, seine Münchener Stellung unhaltbar geworden, es ihm überhaupt nicht mehr möglich war, künftighin als Pionier für Wagners Kunst zu wirken, war die Art an seine Lebenswurzel gelegt. Nicht die Ehe tragödie, die Freundes tragödie hatte ihn gebrochen, ja fast an den Rand des Todes geführt. Mitte Juni 1869 schloß er mit einer Wiederaufnahme des Tristan, der ersten nach Schnorrs Tode, seine ruhmreiche Münchener Tätigkeit ab, schickte auch seine beiden Töchter zur Mutter nach Tribschen, um selbst einsam und heimatlos in die Fremde zu ziehen“ (Julius Rapp, „Richard Wagner und die Frauen“).

Für Bülow war das Schaffen im Dienste Wagners, der Kampf für seine Kunst, Lebensbedingung. Das wars, was ihn mit Wagner verband; das wars auch, was ihn zu jedem Opfer befähigte. Für Wagner war Bülow eines der vielen Opfer, die er forderte, um sein Lebenswerk beenden zu können; Bülow kannte nur den Meister und sein Werk; sein Glück floß aus dieser einen Quelle. Er förderte sich, indem er den Meister förderte, und er beglückte sich, indem er ihn beglückte. Sein Blick war ausschließlich auf das Werk des Freundes und damit auf den Freund gerichtet. Wagner wußte das und erwiderte die Freundschaft um dieser Freundschaft Bülow's willen. Aber er dachte nicht daran, daß der Freund auch ein Anrecht auf seinen Lebensboden hatte. Er entzog ihm diesen Boden kurzerhand, um den Weg zu seinem eigenen Glück nicht zu verlängern. Wagner konnte ohne Bülow leben; Bülow ohne Wagner niemals. Es ist die Tragödie einer Freundschaft, die auf der Gemeinsamkeit der künstlerischen Interessen beruhte, aber nicht den Weg zum Herzen fand. Wagner beklagt sich oft in seinen Briefen an Bülow über dessen kurze, wenig herzliche Art, zu antworten. Bülow's Leben war dem Künstler Wagner gewidmet. Wagner, der Mensch, lag nicht im Brennpunkt seiner Lebensglut. Diese Freundschaft war voll Treue und Verehrung auf der einen, voll Uneigung und Hingabe auf der andern Seite. Aber keiner fand den Weg zum Herzen des andern. Trotz all der herzlichen Worte, die Wagner in seinen Briefen an Bülow verschwendet. Es fehlte in dieser Freundschaft die Ebenbürtigkeit der Kräfte, und darum konnte sie nicht von Dauer sein.

Man mag Wagner verurteilen, weil er den Freund verriet, und man mag über Bülow gering denken, weil er dem Freund gegenüber nicht die nötige Selbständigkeit bewahrte: das Wesen dieser Freundschaft ist damit nicht ergründet. Man findet den Schlüssel für ihr Verständnis erst, wenn man das Verhältnis der beiden Männer zu dem gemeinsamen Interessenkreis aufsucht und die besonderen Zeitumstände in Betracht zieht, die das Werk Wagners so eigenartig umgaben und beeinflussten. Die vorliegende Briefsammlung bietet ein wertvolles Hilfsmittel zum tieferen Eindringen in das Wesen Wagners. Schade nur, daß man ihrer Vollständigkeit und Vorurteilslosigkeit mit einigem Mißtrauen begegnen muß, das noch vergrößert wird durch die zwar sehr umfangreiche, aber ebenso tendenziöse Einleitung, deren Verfasser sich ebenso im Verborgenen hält wie der Herausgeber der Sammlung. Ein Namen- und Sachregister, sowie Anmerkungen zum Text wären für das Verständnis der Briefe auch für den wertvoll, der in der Wagnerliteratur über das normale Maß hinaus bewandert ist.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 17

Er erscheint wöchentlich einmal. :
Redaktion u. Expedition:
Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 14. Oktober 1916

Einzel-Nummer 15 Bfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Bfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Nach der Parteikonferenz. 2.	Seite 129
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	131
Sozialpatriotismus und Parteiposition	132
Aus unserm politischen Tagebuch.	134
Feuilleton:	
Die Gefangenen, von Rene Le Sage	135
Zeugen und Kufser	136

Nach der Parteikonferenz.

2. Sozialpatriotismus

gegen Sozialimperialismus.

Alle Reden der Vertreter der Politik des 4. August auf der Reichskonferenz bewegten sich in rein sozialpatriotischen Geleisen. Bei ihrer Lektüre fühlt man sich veretzt in die Atmosphäre des 3. August 1914, des Vorabends des Tages, von dem eine neue Karte in der Geschichte des deutschen Sozialismus beginnt. Damals entschloß sich die große Mehrheit der Reichstagsfraktion rein instinktiv für die Verteidigung des Vaterlandes. Sie fragte nicht nach dem Charakter des Krieges, nach seiner sozialen Bedeutung, sie erkannte auf einmal, daß sie — wie sehr auch früher die Scheidemänner auf Preußen als Sibirien schalten — innerlich zu diesem Staat gehört, durch ihre Interessen mit ihm verbunden ist, und trat für ihn ein. „Das Vaterland in Gefahr“ — das war für sie die einzige und vollkommen genügende Begründung. Der Sozialpatriotismus war geboren.

Dann begannen seine konsequentesten Köpfe, die Winnig, Kolb, Bloch, über den Sinn des 4. August zu spekulieren, sich und den andern seine Bedeutung klar zu machen. Sie entdeckten zuerst, daß ihre Tat die Vollendung der Entwicklung vom revolutionären zum reformistischen Sozialismus sei. Schon im September 1914 veröffentlicht Winnig im „Hamburger Echo“ einen Artikel, in dem er den 4. August als den Uebergang auf den Boden des kapitalistischen Staates zwecks seiner allmählichen Reform erklärt — natürlich mit dem Ziele, ihn später einmal sozialistisch zu machen. Schon damals gibt er allen Revolutionsgedanken den Abschied. Und wie richtig er das Wesen des 4. August erfaßte, beweist die Tatsache, daß der frühere radikale Konrad Haenisch in den Tagen, wo er noch über die Stellungnahme zum Kriege mit sich rang, in seinem an den Genossen Radek gerichteten, und dann gedruckten Brief sich zwar dagegen wehrte, daß die Politik des 4. August Sozialreformismus sei, aber trotzdem sie faktisch ebenso erklärte wie Winnig.

Jetzt galt es, diesen Uebergang der Partei rück- und

vorwärtsschauend zu begründen. Der radikale Cunow gibt die historische, allgemeine Begründung, indem er in seiner Broschüre über „Parteizusammenbruch“ den Kampf gegen den Imperialismus mit dem Ziele, in absehbarer Zeit den Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen, als Marotte erklärt und als Ziel der Arbeiterklasse proklamiert, aus dem Boden des Imperialismus möglichst viel für sich herauszuholen. Paul Lensch konkretisiert die historische Begründung Cunows, indem er den Sieg des deutschen über den englischen Imperialismus, als die Aufgabe der Arbeiterklasse darstellt. Kolb aber, und mit ihm der ganze alte revisionistische Stab, legen daraufhin die Rechnung vor: Wie wollt ihr, nachdem ihr euch jetzt mit voller Kraft für den kapitalistischen Staat eingesetzt, nachdem ihr auf jeden grundsätzlichen Kampf gegen ihn verzichtet habt, ihn in der Zukunft prinzipiell bekämpfen? Ihr müßt euch bewußt zum Reformismus bekennen, zusammen mit den Liberalen um Teilreformen kämpfen, aber für die Notwendigkeiten des Staates eintreten: für Kolonialpolitik, Rüstungen, Schutzoll.

Daß die Revisionisten damit den Männern vom 4. August nicht mehr als die Konsequenzen der Politik des 4. August vorlegten, zeigt die Tatsache, daß bisher Radikale wie Lensch, Haenisch, Heinrich Schulz, Heinrich Cunow diese Konsequenzen akzeptierten. Lensch und Schulz, indem sie den Bruch mit der „Demonstrationspolitik“ proklamieren, Cunow indem er mit keinem Worte dagegen protestiert, sondern Hand in Hand mit den genannten arbeitet. Wenn man bedenkt, daß es sich bei Cunow, Lensch und Haenisch um Männer handelt, die ein Vierteljahrhundert als radikale Sozialdemokraten gekämpft haben, daß ihnen der Bruch mit dem alten Standpunkt ganz gewiß nicht leicht wurde, daß sie aber als ehrliche Ideologen nichts anderes tun konnten, als bekennen, was ihre Politik bedeutet, so ist es klar, daß der Sozialimperialismus eine unentrinnbare Konsequenz des Sozialpatriotismus ist: der seiner selbst bewußt gewordene Sozialpatriotismus.

Wenn das Proletariat ein Interesse hat, den kapitalistischen Staat zu verteidigen, weil er erst die Bedingungen für den Sozialismus entwickeln soll, so kann es ihm die Notwendigkeit seiner Entwicklung nicht versagen, es würde doch sonst die Entwicklung der angeblich für den Sieg des Sozialismus notwendigen, jetzt noch nicht bestehenden Bedingungen hintertreiben, also den angeblichen Zweck der jetzigen „Verteidigung des Vaterlandes“ selbst zunichte machen. Wie die kapitalistische Welt jetzt ge-

staltet ist, gelangt sie in vollkommene Stagnation, wenn sie sich nicht über ihre Grenzen hinaus entwickelt, die unentwickelten Völker nicht unterwirft. Sie muß imperialistische Politik treiben. Wenn diese Politik zum Wettrüsten, Schutzoll, ja zum Weltkrieg führt, so muß das hingenommen werden, wenn man sich einmal auf den Boden des kapitalistischen Staates gestellt hat. Da diese sozialimperialistische Ideologie sich kristallisiert hat in der Zeit der großen Siege über Rußland, der Vorbereitung der Balkanexpedition, kurz gesagt: in einer außerordentlich aussichtsreichen militärischen Situation, so fand sie einen sehr günstigen Boden in dem Lager des 4. August.

Wie sehr auch ein reiner Demagoge wie Scheidemann, oder ein reiner Taktiker-Organisator wie Ebert ein Grauen vor jeder theoretischen Festlegung empfinden, sie konnten nicht umhin, die Konsequenzen zu ziehen. In den Leitfäden, die der Parteiausschuß im vorigen Sommer angenommen hat (die Sozialpatrioten möchten jetzt diese Leitfäden vergessen, es ist daher gut, wenn man sie immer an sie erinnert), erklärt der Parteivorstand als Kriegsziel der deutschen Sozialdemokratie die freie Tür in den Kolonien, die Freiheit der Meere, die weitere Existenz Oesterreich-Ungarns und der Türkei. Wie sehr er diese Ziele pazifistisch verbrämt, sie sind das Bekenntnis zu der imperialistischen Expansion. Daß der Parteiausschuß sich gegen die Angliederung Belgiens wendete, änderte nichts an dieser Tatsache, da das Lager der deutschen Imperialisten, das in Rußland den Hauptfeind sieht, und an die Möglichkeit der Verständigung mit England glaubt, die Rohrbachianer, auch gegen die Annexion Belgiens ist. Auch die pazifistischen Phrasen, änderten nichts an der Sache: Der Sozialimperialismus war Trumpf.

Diese offene Fahrt ins imperialistische Land wurde unterbrochen durch das Wachstum der Opposition innerhalb der Reihen der Sozialdemokratie. Die man eine kleine Sekte, Quertreiber wählte, entpuppten sich als die alten Kerntuppen der Partei. Die Herren vom Hauptstab sagten sich: wir verlieren den Einfluß auf die Arbeitermassen, wenn wir ihnen unser wirkliches Gesicht zeigen. Wozu sie reizen! Auf einmal werden sie doch die „neuen Notwendigkeiten“ nicht kapieren. Wir können sie nur abstoßen. Also besser, all die Kolonien, Garantien, Mitteleuropa, die auf sie wirken, wie das rote Tuch auf den Stier, beiseite lassen, und her mit den einfachen Lösungen: Unabhängigkeit, Unversehrtheit und Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung! Dadurch dienen wir auch am besten dem Imperialismus, der nicht so sehr Bekenntnisse zu seinen Zielen, wie Unterstützung fordert. So hissen sie die rein sozialpatriotische Fahne.

Ja, sie beteuern, niemals für andere Zwecke eingetreten zu sein: Heilmann beteuerte es und Landsberg auch, und Noske ebenfalls. Es fehlt noch, daß es auch Lensch beschwört. Alle sind sie Mäner nur der reinen Verteidigung. Aber da sie nicht sehr darauf rechnen können, daß man ihnen glaubt — kann man doch jedem mit einem Stoß „Papier“ aufwarten —, so erklären sie: die militärische Lage sei so, daß sie die Möglichkeit jeder imperialistischen Politik ausschließen. Aber diese Sachlage hat die „Frankfurter Zeitung“, ein dem Reichskanzler sehr nahestehendes, keinesfalls eisenfresserisches

Organ, nicht gehindert, in ihrem Kommentar zu seiner Rede vom 28. September folgendes zu schreiben:

„Ob Herr v. Bethmann-Hollweg sich die Karte des neuen, aus dem Kriege geborenen Europa noch ungefähr mit der gleichen Grenzlinie denkt, wie er damals (am 5. April) unbestimmt andeutete, ließ sich aus seinen gestrigen Äußerungen nicht entnehmen. Er hat seine früheren Worte aber nicht zurückgenommen, so daß man bis aufs weitere zu glauben hat, seine auswärtigen Ziele seien im wesentlichen dieselben geblieben.“

Das Blatt hat vollkommen Recht. Falls es den deutschen Heeren gelingt, den Ansturm der Ententetruppen abzuwehren, wird die deutsche Regierung nicht nur imstande sein, die Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Reiches zu erhalten, sondern sie wird Kolonien bekommen, mehr oder weniger große Veränderungen in Europa durchsetzen, freie Bahn für das mitteleuropäische Bündnis schaffen. Denn wenn es den Gegnern nicht gelingt, durchzubrechen, so müssen sie mit den Tatsachen rechnen und Zugeständnisse auf dem Gebiete machen, um dessentwegen es zum Kriege kam: auf dem Gebiete der imperialistischen Expansion. Keine der Regierungen kann nach Hause zurückkehren mit dem „status quo“, mit dem Zustand vor dem Kriege. Wenn eine Koalition die andere besiegt, dann wird sie auch ihr nationales Territorium nicht schonen, wenn es ihr zu ihren Zielen notwendig sein wird. Siegt keine, nun dann schonen sich die auf beiden Seiten ausschlaggebenden Großmächte und schließen den Frieden auf Kosten anderer. Wie denn der Reichskanzler mit vollem Recht am 5. April gesagt hat: „Einen status quo ante kennt man nach solchen Geschehnissen nicht“. Es kommt also aufs Durchhalten an, alles andere ergibt sich von selbst.

So ist die Lage. Indem die Sozialpatrioten gegen den Sozialimperialismus die Front der Konferenz gerichtet haben, haben sie ihm und der Regierung den größten Dienst geleistet, den sie ihm in dieser Beziehung leisten konnten. Wenn manche Zentrumsblätter der Sozialimperialisten spotten, sie hätten auf der Konferenz nicht genagt, sich offen zu ihren Zwecken zu bekennen, so spotten sie ihrer selbst. Die Sozialimperialisten wußten sehr gut, was sie taten, als sie auf der Konferenz alle schwiegen und für die Resolution stimmten, die gegen die Annexionen protestiert — nachdem sich Haenisch kurz vor der Konferenz im „Vorwärts“ und Lensch in der „Glocke“ offen für Annexionen erklärt hatten. Die Herren sagten sich: Zuerst sollen die Delegierten, die bisher auf die Politik des 4. August nicht festgelegt waren, sich festlegen, dann werden wir ihnen allmählich zum Bewußtsein bringen, was dies bedeutet; auf diese Weise werden die Instanzen gestärkt in der Durchhaltepolitik, auf die es den Sozialimperialisten und der Regierung in erster Linie praktisch ankommt. Alles andere kann man später in der Presse und in der Agitation nachholen, imperialistische Propaganda nach Herzenslust treiben. Der gute Parteivorstand wird wohl mal eine Lippe dagegen riskieren, unternehmen wird er jedenfalls nichts: er hat genug mit den Münster und Meyer zu schaffen oder anderen, die da glauben, die sozialdemokratische Presse sie wirklich für den Kampf um den Sozialismus da. Und wir sehen, wie Kolb, nachdem er auf der Konferenz für die Resolution gestimmt hat, die

Konferenz verhöhnt, daß sie um den Hauptpunkt herumgeredet habe.

Was die „Sozialistischen Monatshefte“ und „Die Glocke“ noch sagen werden, wird sich gewiß in diesem Gleise bewegen. Aber trotz aller Kritik an der Konferenz, die die Sozialimperialisten der Zukunft wegen treiben, sind sie mit dem praktischen Ausgang der Konferenz zufrieden. Nicht minder die bürgerliche Presse. Kein einziges imperialistisches Blatt hat sich durch das Geschrei der Konferenz gegen die Annexionen irreführen lassen. Sie wissen, in der Politik kommt es auf Taten an, nicht auf Worte. Heißt die Tat: Durchhalten, so kümmert man sich um die Begründung nicht.

Das verstehen nur unsere braven unentwegten Zentrumsleute nicht, obwohl sie glauben, daß sie durch die Ablehnung der Davidschen Resolution gegen die Durchhaltepolitik kämpfen. Ihre Position auf der Konferenz wollen wir im Schlußartikel prüfen.

Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie.

Im Zeitalter des Imperialismus.

Die nationalen Fragen.

Mit der Frage der Angliederungen erschöpft sich die Zahl der nationalen Veränderungen, zu denen der Imperialismus in Europa drängt, jedoch nicht. In den großen Imperien Englands, Rußlands, der Vereinigten Staaten Amerikas gemessen, sind die Grundlagen des deutschen Imperialismus zu schmal. Militärisch wie wirtschaftlich. Die Idee eines mitteleuropäischen Bündnisses ist zwar erst im Weltkriege mit voller Wucht herausgearbeitet worden; trotzdem ist sie die Schicksalsfrage des deutschen Imperialismus. Als eine den großen Imperien Rußland, England, Vereinigte Staaten ebenbürtige Macht steht und fällt er mit der Frage der Schaffung Mitteleuropas als einem staatswirtschaftlichen Organismus, womit weder gesagt ist, daß dieses Ziel verwirklicht wird, geschweige, daß es mit einem Schlage verwirklicht wird. Nur ein großes Gebiet kann dem deutschen Imperialismus die Produktion in einem großen Maßstabe ermöglichen, der für jeden Fall des zollpolitischen Zusammenschlusses Englands eine Konkurrenz mit großer Aussicht auf Erfolg erlauben und die Konkurrenz mit der wachsenden Industrie der Vereinigten Staaten ermöglichen wird. Nur eine solch großen Gebieten entsprechende Zahl von Einwohnern stellt die Zahl von Soldaten, die den großen kommenden Kämpfen des Imperialismus entspricht. Wohl würde diese Zahl auch auf Grund der Bündnisse erreicht, aber die bloßen Bündnisse gewähren kein entsprechend einheitliches Anziehen der Rekrutierungsschraube, noch eine einheitliche Ausbildung und Leitung der Heere. Selbst wenn der Weltkrieg nur mit einer militärischen Annäherung der mitteleuropäischen Mächte enden würde, müßte sie zu einer wirtschaftlich-rechtlichen Ausgleichung der Verhältnisse und schließlich zu einem engeren Zusammenschluß der Mächte führen, weil die militärische Vereinheitlichung eine entsprechende Regulierung der Kosten, des Eisenbahnwesens, der Militär-gesetzgebung nach sich ziehen würde. Man kann der Idee Mitteleuropas noch so kritisch gegenüberstehen, es ist doch lächerlich, ihre Lebenskraft zu unterschätzen, wie es

Kautsky in seinem Buche über Mitteleuropa tut, wenn man nicht annimmt, daß das Proletariat schon heute oder morgen den Kapitalismus liquidieren wird. Und das kann keiner annehmen, selbst wenn er, wie wir es tun, die wirtschaftlichen Verhältnisse für reif hält, vom Sozialismus abgelöst zu werden. Der Prozeß des Sieges über den Kapitalismus ist die Frage von Jahrzehnten, selbst wenn das entscheidende Ringen schon heute beginnen würde. Diese Zeit wird gleichzeitig die des Kampfes des Proletariats um seine, wie der Bourgeoisie um ihre historischen Ziele sein.

Die Verwirklichung des mitteleuropäischen Bundes wird aber selbst bei weitgehendster Selbständigkeit der bisherigen Staaten aus Mitteleuropa einen national gemischten Staatenbund machen. Denn wie die Dinge auch formell liegen werden, so wird die Erledigung der nationalen Fragen der Donau- und Balkanländer von entscheidendem Einfluß auf die Weltlage der deutschen Bourgeoisie sein und die wird sich ihrerseits einen Einfluß auf sie sichern müssen. Irgend eine Beamtensprache in Böhmen oder Kroatien wird den Wiener Reichsrat nicht lahmlegen dürfen, wenn er eine Militärfrage zu erledigen haben wird. Aber nicht genug damit. Die Schaffung eines mitteleuropäischen Bundes ohne ein gemeinsames Parlament wird die Macht der Bureaukratie ungeheuer stärken und so die Reibungen der aufsteigenden bäuerlichen und kleinbäuerlichen Demokratie der jungen Nationen an der Donau mit der Staatsgewalt und untereinander — was schon bisher den Inhalt der nationalen Fragen im Südosten bildete — sehr vermehren. Wir sehen so, wie mit dem siegreichen Vormarsch des deutschen Imperialismus auf den von ihm beherrschten Gebieten eine nationale Frage nach der andern aufsteht.

Wäre das anders, wenn es den Mächten der Entente gelänge, zu siegen? Keineswegs! Sie würden ihre Position zu stärken suchen, damit der deutsche Imperialismus nicht mehr imstande wäre, gegen sie aufzustehen. Sie würden versuchen, ihn durch Annexionen, durch entsprechende Gestaltung der nationalen Dinge im Osten und Südosten zu schwächen. Die Annexion Elsaß-Lothringens würde den Zweck verfolgen, der Entente zu ermöglichen, Süddeutschland von Norddeutschland im Falle eines nächsten Krieges militärisch zu trennen. Selbst wenn es wahr wäre, was die Presse der Entente behauptet, daß Elsaß-Lothringen heute den Anschluß an Frankreich wünscht, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß ein Teil der dortigen Bevölkerung keinesfalls wünscht, daß er nach einer Annexion seitens Frankreichs an seinem Deutschtum festhalten würde und von der französischen „Demokratie“ schon aus militärischen Gründen unterdrückt wäre. Der russische Zarismus als Befreier „aller Polen“ würde ihnen gegenüber von seiner Nationalitätenpolitik nicht ablassen.

Was die Ruthenen Ostgaliziens (Ukrainer) betrifft, so erstrebt er die Herrschaft über sie direkt zum Zwecke der Unterdrückung ihrer nationalen Bewegung, die angeht die Existenz von 20 Millionen Ruthenen in Rußland den Charakter des russischen Staates bedroht, da die Großrussen nur dann eine knappe nationale Mehrheit besitzen, wenn die Ruthenen sich nicht zu einer selbständigen Nation entwickeln. Die Verwandlung Rußlands in einen bürgerlichen Verfassungsstaat würde

an all den Tendenzen nichts ändern, wie selbst die Demokratisierung Oesterreichs, in dem keine Nation eine Mehrheit besitzt, die nationalen Kämpfe nicht abgeschafft hat. Auf dem Balkan wird jeder Zustand, den dieser Weltkrieg bringen kann, die erbittertsten nationalen Kämpfe hervorrufen: der Sieg der Centralmächte würde die Serben den Bulgaren und Oesterreich ausliefern; der Sieg der Entente würde die Unterdrückung der Bulgaren bringen.

So zeigt sich, daß der Imperialismus, der der Frage der Verteidigung selbst der reinsten Nationalstaaten ein ganz anderes Gesicht gegeben hat, zugleich einen ganzen Rattenkönig von nationalen Fragen gebildet hat oder noch bilden wird, die keinesfalls mit der Frage der Vaterlandsverteidigung erschöpft sind. Es handelt sich in Europa um das Verhältnis der Verteidigung des Nationalstaates zur Verteidigung des kolonialen Besitzes, um die Bildung der Staatenbündnisse, um das Verhältnis zur nationalen Unterdrückung. Außerhalb Europas wird der Weltkrieg koloniale Bewegungen auslösen, sei es die der Aufhebung gegen die kapitalistische Herrschaft, sei es die des Zusammenschlusses mit den kapitalistischen Staaten.

Wir haben so kurz, wie es der Raum unseres Blattes erforderte, die Tatsachen und Tendenzen skizziert, die Rahmen dargestellt, in denen die Fragen behandelt werden müssen. Es ist nun nötig, die Stellung des Proletariats allen diesen neuen Fragen gegenüber zu untersuchen.

Sozialpatriotismus und Parteiposition.

3. Die Kernfrage.

Von der Schuldfrage ausgehend, proklamiert der Nationalausschuß der französischen Sozialdemokratie als Prinzip der Internationale die „Anerkennung des Verteidigungsrechtes des Proletariats des angegriffenen Landes und die Pflicht des internationalen Proletariats, diese Anstrengungen zu unterstützen“. Wir wollen uns hier mit der Frage, inwieweit die französischen Sozialpatrioten das Recht haben, sich in dieser Frage auf den Standpunkt der Zweiten Internationale zu berufen, nicht befassen. Das würde wieder zur konkreten Besprechung der Schuldfrage führen, die wir uns an dieser Stelle versagen müssen. Wir wollen nur die Unsinnigkeit dieses Standpunktes kurz beweisen. Stellen wir uns also für einen Augenblick auf den Standpunkt der Landesverteidigung, unabhängig vom historischen Charakter des Krieges. Warum wollen die französischen Sozialpatrioten Frankreich verteidigen? Weil es angegriffen ist — antworten sie. Aber das ist noch keine Antwort. Würde es angegriffen werden, weil es einem andern Volke den Weg zur Freiheit versperrt, so würden sie es doch — nach ihrer eigenen Ideologie urteilend — nicht verteidigen dürfen. Jawohl, werden uns die französischen Sozialpatrioten antworten, wir verteidigen es, weil es niemand den Weg zum Lichte versperrt, weil es ein friedliches Land ist.

Sa, warum ist es nach der Meinung der Renaudel unfähig zu einer Gewaltpolitik? Weil es eine Demokratie, eine Republik ist — antworten sie. Wir teilen den Aberglauben nicht, als sei die bürgerliche Republik,

nur weil sie Republik ist, geschützt vor der imperialistischen Gewaltpolitik, und als sei dies besonders bei der französischen Republik der Fall. Aber angenommen, daß dem in der Tat so wäre, so verteidigen also die französischen Sozialpatrioten ihr Vaterland nicht aus irgendwelchen moralischen Gründen, aus reiner Entrüstung gegen den Ueberfall, sondern aus purem Interesse an der Republik und Demokratie, also einer Staatsform, die dem Proletariat gewisse Vorteile sichert.

Nun werden ihnen die deutschen Sozialpatrioten antworten: wir haben freilich keine Republik, unsere Staatsform ist noch nicht demokratisch. Aber verglichen mit dem russischen Zarismus sind unsere politischen Verhältnisse entschieden fortschrittlicher; sie ermöglichen dem deutschen Proletariat, den Klassenkampf mit geringeren Opfern zu führen, als das russische Proletariat unter der Krute des Zarismus vermag. Würde Rußland einen Teil Deutschlands an sich reißen, so würde das deutsche Proletariat die Verschlechterung der politischen Bedingungen des Klassenkampfes erdulden müssen. Aber, werden die deutschen Sozialpatrioten weiter sagen, die politischen Bedingungen sind nicht die einzigen, die ökonomischen sind ganz gewiß nicht weniger wichtig. Würde Deutschland durch eine Niederlage in seiner wirtschaftlichen Entwicklung zurückgeworfen werden, so würde dieser Schlag auch die deutsche Arbeiterbewegung zurückwerfen. Und deswegen müssen wir unser Vaterland verteidigen, ohne Rücksicht auf die Frage, wer an dem Kriegeausbruch am meisten schuld sei; denn die unglückseligen Folgen der Niederlage sind unabhängig davon, ob ein Staat den Krieg angefangen hat oder nicht. Vielleicht sind sie noch größer für den Fall, daß die Niederlage der angreifende Staat erleidet, denn dann erlaubt die Rachestimmung im siegreichen Volk kein Mitleid mit dem Besiegten. Deshalb, so würden die deutschen Sozialpatrioten erklären, steht für uns die Frage der Landesverteidigung über der Schuldfrage; sie ist die Frage der Verteidigung realer Interessen.

Vom Standpunkte der französischen Sozialpatrioten kann man den Standpunkt der deutschen Sozialpatrioten nicht ablehnen. Alle darauf hinizielenden Versuche — so die bereits erwähnte Broschüre von Germanicus, wie die Schrift von Grumbach „Der Irrtum von Zimmerwald und Kienthal“ sind total kindisch: sie stellen nämlich die Sache so dar, als ob die Triebkraft des Standpunktes der französischen Sozialpatrioten in der Ueberzeugung läge, daß Frankreich überfallen worden sei. Wir zweifeln nicht, daß diese Ueberzeugung bei vielen französischen Sozialpatrioten die Brücke vom Kampfe gegen den Imperialismus zu seiner faktischen Unterstützung gebildet hat. Das war auch bei vielen deutschen Sozialpatrioten der Fall. Konrad Haenisch ist dafür ein Musterbeispiel. Aber den letzten Grund, die historische Wurzel des Sozialpatriotismus bildet in Frankreich wie in Deutschland die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Notwendigkeit der Verteidigung der bisherigen Errungenschaften der Arbeiterklasse mit den Mitteln des Krieges an der Seite der Bourgeoisie.

Daß dem so ist, beginnen die französischen Zentrumsleute, die sich um Longuet, Pressemane gruppieren, und deren Organ das Wochenblatt „Populaire“ ist, einzusehen. Und wie die Führer des deutschen Partei-

zentrums die Haltung der französischen Sozialpatrioten grundsätzlich akzeptieren oder zu entschuldigen suchen, so beginnen die Führer des französischen Parteizentrums dasselbe Spiel im Verhältnis zu den deutschen Sozialpatrioten. So erklärt Mistral, der Abgeordnete des Jfere-Departements, im „Populaire“ die Politik des 4. August aus der Ueberrumpelung der deutschen Reichstagsfraktion durch die Ereignisse; man könne beim Kriegeausbruch nicht wissen, wer der Schuldige sei; allen Regierungen sei es leicht, zu behaupten, daß sie die Angegriffenen seien, und es sei zweifelhaft, ob die französische Sozialdemokratie anders gehandelt hätte als die deutsche, wenn sie sich in gleicher Lage befunden hätte. Und schließlich handelt es sich beim Kriegeausbruch für alle darum, der Gefahr der Invasion entgegenzutreten. So das französische Zentrum der Partei.

Die Zentrumsleute hüben und drüben glauben durch diese ihre Ausführungen für die Annäherung der feindlichen Brüder und so für die Wiederherstellung der Internationale zu arbeiten. Wie aber leicht zu beweisen ist, und wie die Erfahrung tatsächlich beweist, arbeiten sie für die Sozialpatrioten, für die dauernde Spaltung der Internationale. Denn was antworten die Renaudels auf die Ausführungen der Bernstein und Kautsky? Sie berufen sich auf sie, um den Arbeitermassen in Frankreich zu beweisen, daß sie Recht haben, wenn sie weiter für den Sieg der Tripelentente kämpfen. Ihr Land sei doch angegriffen worden, und der Angegriffene sei im Rechte, wenn er sich wehrt. Sie seien keinesfalls abgeneigt, mit der deutschen Sozialdemokratie zu verhandeln; aber diese soll zuerst durch Taten beweisen, daß sie bereit ist, zum Sieg der Tripelentente beizutragen. Darauf wieder erklären die deutschen Sozialpatrioten: sich da! die französische Minderheit erkennt die Richtigkeit unserer Haltung. Die guten Zentrumsleute wollten die Sozialpatrioten zusammenführen — das Resultat ist, daß sie sie zwar nicht zusammengeführt haben, aber sich gegenseitig bestätigt haben, daß sie in beiden Ländern im Rechte sind, wenn sie rufen: Durchhalten! Durchhalten!

Die Internationalen Sozialisten Deutschlands setzen ihre Hoffnung nicht auf die Friedensaktion der Sozialpatrioten; denn sie haben gelernt zu verstehen, warum die sozialpatriotischen Führer nicht umkehren können. Sie wollen im Frieden mit der Bourgeoisie leben, sie wollen Früchte vom Baume der nationalen Solidarität ernten. Die Anerkennung der Vaterlandsverteidigung ist für sie nur der ideologische Ausdruck dieses Willens zum Zusammengehenwollen. Aber es gibt auch breite Kreise der Arbeiterschaft, die mit den Renaudels und der Bourgeoisie deswegen gehen, weil sie keine andere Form der Verteidigung ihrer Interessen kennen, als die der Vaterlandsverteidigung. Dieser Teil der Partei wird durch seine sozialpatriotische Ideologie an die Renaudels gebunden. Will die entschiedene französische Opposition sich von den Renaudels trennen, so genügt dazu der praktische Kampf gegen die Bourgeoisie nicht; vielmehr muß sie der sozialpatriotischen Ideologie eine einheitliche eigene Ideologie entgegenstellen. Deswegen muß dem Willen zum Kampfe gegen die Bourgeoisie eine entsprechende Ideologie folgen, es muß ihm die Erfassung der Probleme des Imperialismus entsprechen.

Siegrunen sollst du wissen,
Willst du Sieg erwerben!

So ruft Brunhild in der alten nordischen Edda dem Sigurd zu. Diese Worte rufen wir unseren Freunden vom linken Flügel der französischen Opposition zu, jener Opposition, die, wie Merrheim, Brizon, Raffin-Dugens, wirklich den Kampf gegen die französische Bourgeoisie führt, theoretisch aber gleichzeitig auf dem Boden der Vaterlandsverteidigung verbleibt. Ihr könnt die Massen nicht von dem Einfluß der Renaudels und Jouhaux befreien, wenn Ihr sie durch die gleiche Ideologie an die Sozialpatrioten kettet. Diese Massen sind unzufrieden; aber die Ideologie, der Ihr nicht entgegen tretet, erlaubt den Renaudels, sie immer wieder zu verwirren.

Brizon, Raffin-Dugens, Alexander Blanc haben den Mut gefunden, nicht nur entgegen den Sembat, Jules Guesde, sondern auch entgegen den Zentrumsleuten Longuet, Pressemane und Mistral gegen die Kredite zu stimmen. Aber gleich ihnen stärken sie die Hoffnungen der französischen Arbeiter auf die Versöhnung der Sozialpatrioten von Berlin und Paris. Sie gingen nach Kienthal, um die Sozialpatrioten nach dem Haag zu treiben. Nun, die Sozialpatrioten werden nicht nach dem Haag gehen. Und die weitere Hoffnung darauf in den Massen zu kultivieren, bedeutet, den Einfluß der Sozialpatrioten zu stärken. Und weiter: die Longuets und Pressemanes in ihrer Arbeit zu unterstützen, die auf die Versöhnung der Sozialpatrioten gerichtet ist, bedeutet nicht nur unnütze, sondern sogar schädliche Arbeit leisten, den Einfluß des Zentrums stärken, das zwar furchtbar gegen die Renaudels wettet, im Parlament und in den Massen aber dieselbe Politik treibt. Will aber die in Taten entschiedene französische Opposition die Sozialpatrioten wie die Zentrumsleute bekämpfen, so muß sie eine klare Stellung einnehmen in den grundsätzlichen Fragen, muß sie den Massen sagen, was sie will und wie sie es zu erreichen gedenkt.

Sturmrunen sollst du wissen,
willst du dein Segeltroß
in der See geborgen haben!
In den Bug sollst du sie rizen
und in des Schwertes Blatt!

Dieser Worte muß die entschiedene Opposition tief gedenken, und sie wird zur Macht. Denn es ist eine lächerliche Idee, anzunehmen, daß, wie Bernstein in der „Leipziger Volkszeitung“ schrieb, die Opposition, weil sie nur einen Teil der Partei hüben und drüben bildet, deswegen ohnmächtig sei oder nur als Versöhnner der Sozialpatrioten wirken soll. Sie wäre ohnmächtig, wenn sie sich mit der Ueberredung von Leuten befassen würde, die, an ihre Regierungen gekettet, nicht überzeugt werden können. Aber die Arbeitermasse ist ein weiterer Begriff als die bisherige sozialdemokratische Mitgliedschaft. Ohne den Kampf um die Köpfe dieser Masse aufzugeben, gestützt auf die Kerntuppen, die schon unter dem Banner des unverfälschten Sozialismus kämpfen, hat sich die Opposition an alle die Volkskreise zu wenden, in denen, begünstigt durch die allgemeinen Verhältnisse, der Boden für ihre Taktik vorbereitet ist. Nicht der pflichtvergessene Teil der Partei, die leidende Klasse ist das Reservoir unserer Kraft. Um aber diese Kraft zu politischer Bedeutung zu erheben, um aus ihr eine Bewegung zu

machen, muß die Opposition eine gemeinsame Basis haben: Es ist die Einsicht, daß man die Interessen des Proletariats in keinem Lande gemeinsam mit den Gegnern des Proletariats verteidigen kann.

Aus unserm politischen Tagebuch.

9. Oktober.

Aus Warschau wird uns geschrieben: Die deutsche sozialpatriotische Presse berichtete vor kurzem über den Besuch der skandinavischen Sozialisten in Deutschland, die, geführt von den Vertretern der Regierung, Gelegenheit bekamen, sich von der Organisation der Lebensmittelversorgung in Deutschland, wie von der Richtigkeit aller Klagen gegen das deutsche Walten in Belgien zu überzeugen. Auch den Vertretern des polnischen Proletariats ist wenigstens Gelegenheit gegeben, die deutschen Internierungslager und Gefängnisse kennen zu lernen. Nachdem schon vor zirka zwei Monaten die Genossen Joseph Rothstadt (einer der Führer der sozialdemokratischen Opposition), Adolf Warski (vom Hauptvorstand der S. D.), mit einem Duzend anderen Genossen sich auf die Studienreise nach Deutschland begaben, folgt ihnen jetzt der Genosse Johann Kronberg, der einzige Vertreter der radikalen Sozialdemokraten („Opposition“) in dem neugewählten Warschauer Stadtrat.

Die polnischen Genossen, die aus eigener Erfahrung die russischen Verhältnisse gut kennen (Rothstadt war kurz vor dem Kriege nach Abfüßung einer fünfjährigen Zuchthausstrafe von Sibirien geflüchtet), werden so Gelegenheit haben, den Unterschied zwischen der russischen Barbarei und deutscher Freiheit kennen zu lernen, und ihre Erfahrungen werden nicht wenig zur Hebung der Sympathien für Deutschland im polnischen Proletariat beitragen.

Das Schweigen der sozialpatriotischen deutschen Presse über die Studienreise unserer Genossen ist uns desto unverständlicher, als dieselbe Presse im vorigen Jahre die Genossen, die nach der Einnahme Warschaws durch die Deutschen aus den zarischen Gefängnissen entlassen wurden, aufs Herzlichste begrüßt hatte. Weshalb also das jegliche Schweigen?

11. Oktober.

Ein tapferer Kämpfer liegt auf der Strecke! Dem „Nasche Slowo“, dem täglich erscheinenden russischen internationalistischen Organ, das seit Kriegsausbruch in Paris erscheint, hat die Regierung des völkerverfeindlichen Frankreichs das Lebenslicht ausgeblasen. Genosse Leo Trozky, die Hauptkraft des Blattes, wurde nach Spanien ausgewiesen.

„Nasche Slowo“ hat sich zweifellos ein Ruhmesblatt in der Geschichte der erwachenden Internationale erworben. In den Tagen des Zusammenbruchs der Internationale durch russische Schriftsteller in Paris gegründet, anfangs geleitet von E. Martor, dem gemäßigten russischen Internationalisten, diente es zuerst der Selbstständigkeit der russischen sozialistischen Emigration. Mit der Zeit begannen die sich um das Blatt gruppierenden Genossen Fühlung mit der erwachenden französischen Opposition zu bekommen. Lofowski, Martow, Cassinski, Trozky, die einen viel weiteren internationalen Horizont hatten als die Merheim, Monatte, Kosmer, Pressemane usw., suchten die französischen oppositionellen Genossen zu einer bestimmten klaren Stellungnahme zu bringen, was auch teilweise gelang. Ohne Rücksicht auf die ihnen drohenden Gefahren geißelten sie nicht nur die russischen Verhältnisse, nicht nur das französisch-russische Bündnis, sondern auch die Lüge des französischen Verteidigungskrieges. Sie zeigten, daß er auf französischer Seite ebenso ein imperialistischer Krieg ist; sie geißelten Schritt für Schritt die Selbstentmannung der französischen Sozialdemokratie. Die russisch geschriebenen Artikel des „Nasche Slowo“ kursierten in französischer Uebersetzung in weiten Kreisen der französischen Partei und beeinflussten sie. Die Redaktion des „Nasche Slowo“ hat auch viel zum Zustandekommen der Zimmerwalder Konferenz beigetragen. Mit Recht sagte Genosse Merheim von ihr, daß Trozky und seine Kameraden durch diese Arbeit der Geschichte der französischen Arbeiterbewegung angehören.

Geringer war die Bedeutung des „Nasche Slowo“ in der russischen Arbeiterbewegung. Nicht, weil es nur in wenigen Exemplaren nach Rußland gelangte, sondern dank der unklaren, sich nur

allmählich verschärfenden Stellungnahme zu den Kämpfen innerhalb des russischen Sozialismus. Wie scharf es auch die Sozialpatrioten aller Richtungen in Rußland bekämpfte, so wagte sie es lange nicht, die Dumafraktion anzugreifen, die unter der Führung von Tschcheidse einerseits internationalistische Phrasen gebrauchte, gegen die Kredite stimmte, andererseits aber auf den Kampf gegen die Sozialpatrioten in den Massen, wie auf die Organisation des Kampfes dieser Massen gegen den Zarismus verzichtete. Scharf war der „Nasche Slowo“ gegen die Sozialpatrioten, dagegen schwächlich im Verhältnis gegen das Zentrum in Rußland (der Dumafraktion und dem Organisationskomitee). Und es waren nicht zuletzt die irrümlichen Informationen des „Nasche Slowo“, wenn die Gruppe „Internationale“ ein Begrüßungstelegramm an die russischen Ledebours, die Fraktion Tschcheidse absandte, was diese dann zum Kampfe gegen die Linksradikele Rußlands, die Bolschewiks, ausnutzte. Erst am Ende seines Lebens hat der „Nasche Slowo“ einzugehen begonnen, wie Recht die Bolschewiks hatten, als sie in ihrem Organ, dem „Sozialdemokrat“, immer wieder erklärten: es gibt keinen Kampf gegen die Sozialpatrioten ohne rücksichtslosesten Kampf gegen das Zentrum.

Der „Nasche Slowo“ ist als Kämpfer auf der Strecke geblieben. Trozky wird jetzt als gefährlich für Frankreich nach Spanien ausgewiesen. Auf seinem Rücken bewiesen die beiden Mächtekoalitionen, daß sie einig sind in ihrem Gegenatz zum revolutionären internationalen Sozialismus. Das ist eine internationale Ehre, die den Genossen Trozky hinweghelfen mag über alle persönliche Unbill des zweifachen Exils, der er und seine Familie ausgelegt ist.

Es wird eine ewige Schmach der französischen „sozialistischen“ Minister sein, daß sie die Ausweisung Trozkys nicht verhindert haben. Es trennt uns manches Grundfäßliche und Taktische von Leo Trozky, aber das hindert uns nicht, dem tapferen Kämpfer im fernen Spanien unsere Grüße und Wünsche zu übersenden, daß wir bald wieder von seiner Arbeit hören im Interesse der Sache, die uns allen gleich teuer ist.

12. Oktober.

Wie bekannt, würde ein Sieg der Zentralmächte allen Völkern Freiheit bringen. Er würde jede Vergewaltigung ausschließen. Denn die Zentralmächte führen einen reinen Verteidigungskrieg. Diese vom deutschen Parteivorstand vertretene Auffassung bestreitet der führende Theoretiker des Sozialimperialismus Heinrich Cunow, der Ratgeber deselben Vorstandes. Er schreibt im „Hamburger Echo“ (Nr. 210) in einem Artikel: Das Balkanproblem:

„... denn siegen die Mittelmächte, dann würde Bulgarien Mazedonien, ein ansehnlicher Teil Westserbiens (soll wohl heißen Ostserbiens. Red. der „Arbeiterpol.“) und die westlich der Donau gelegene an Ungarn stoßende Kraina zufallen. Damit aber wäre Bulgarien zum maßgebenden, herrschenden Staate, zur Vormacht auf der Balkanhalbinsel geworden.“

Und Konrad Haenisch, der Trompeter des Parteivorstandes, der, seitdem er seine früheren Grundfätze verloren hat, das Wort Grundfatz, Prinzip nur in Anführungszeichen schreibt, der sich für einen furchtbaren Kenner der Weltpolitik hält, seitdem er Schumachers Buch über Antwerpen gelesen hat, erklärt sich im „Vorwärts“ für einen von Rußland unabhängigen polnischen Staat. Aber ein Polenfreund, wie er ist, will er diesem Staat sofort das Gebiet am Narew abknöpfen, ein Stück Litauens zulegen, um so die ostpreussische Grenze zu sichern. Belgien soll auch unabhängig bleiben, nur muß Deutschland Garantien haben, daß es seine Unabhängigkeit nicht gebraucht. Sonst ist Haenisch entschieden gegen die Annerktionen.

Der lyrische Konrad begründet seinen Standpunkt höchst realpolitisch damit, daß, „so lange die Völker unter kapitalistischen Wirtschaftsverhältnissen stehen, es niemals ein Selbstbestimmungsrecht geben wird“. Gut gebrüllt, Haenisch. So lange der Kapitalismus besteht, wird die Prostitution existieren. Deswegen muß die Sozialdemokratie für die Prostitution eintreten. Wir hoffen, daß Haenisch das demnächst in einem Werke beweisen wird, das als erste Veröffentlichung des Glocke-Verlags erscheinen wird.

Ein noch prinzipiellerer Gegner der Annerktionen ist Ernst Heilmann, der Leiter der Chemnitzer „Volksstimme“. Er lehnt es „angesichts der ungeheuren feindlichen Ueberzahl und der ganzen Kriegslage“ ab, die Frage der Annerktionen zu erörtern. „Ob ich gern Millionär würde, ist eine ziemlich belanglose Uebersetzung, wenn ich ums Brot für den nächsten Tag kämpfen muß“ — so begründet Heilmann seinen Standpunkt. (Chemnitzer „Volksstimme“ vom 6. September.) Wir glauben ihm: er möchte Millionär sein. Herze, verzage nicht!

Feuilleton

Die Gefangenen.

Aus dem Zeitbild „Der hinkende Teufel“ von Rene Le Sage.*

Wir sind hier an einem sehr geeigneten Orte, unsere Beobachtungen fortzusetzen, sagte Asmodi. In diesen Gefängnissen befindet sich eine große Zahl Schuldiger und Unschuldiger, es ist dies ein Aufenthaltsort, welcher dazu dient, die Strafe des Einen zu beginnen und die Tugend der Andern zu läutern. Ich will euch einige Gefangene von diesen beiden Arten vorführen und euch erzählen, warum man sie hier eingekerkert hält.

Ehe ich aber auf diese näheren Auseinandersetzungen eingehe, beobachtet ein wenig die Wächter am Eingange dieses schrecklichen Ortes. Die Dichter des Altertums haben nur einen Cerberus an die Pforten der Unterwelt gestellt; hier sind, wie ihr seht, viel mehr. Diese Kerkermeister sind Wesen, die jedes menschliche Gefühl verloren haben und der boshafte meiner Mitbrüder vermöchte kaum einen von ihnen zu erzeu. Aber ich bemerke, setzte er hinzu, daß ihr mit Entsetzen diese Gemächer betrachtet, in denen nichts als ein elendes Lager ist. Diese schrecklichen Löcher scheinen euch ebenso viele Gräber zu sein. Ihr seid mit Recht über das Elend erstaunt, das ihr hier seht, und ihr beklagt das Los der Unglücklichen, welche die Gerechtigkeit hier verschlossen hält; doch sind sie nicht alle auf gleiche Weise bedauernswert, und wir wollen dies sogleich untersuchen.

Zuerst seht ihr hier in diesem Gemache rechts vier Menschen, die in zwei schlechten Betten liegen: der eine ist ein Schenkwirt, den man angeklagt hat, daß er einen Fremden vergiftet habe, der kürzlich in seiner Kneipe verschied. Wie man behauptet, soll der Mensch an der Qualität seines Weines gestorben sein; der Wirt sagt aber, es sei an der Quantität geschehen, und man wird ihm dies vor Gericht glauben, denn der Fremde war ein Deutscher. — Und wer hat recht? Der Wirt oder sein Ankläger? sprach Don Cleophas. — Die Sache ist problematisch, antwortete der Teufel. Allerdings war der Wein tüchtig verfälscht, aber auf meine Treue! Der Herr Deutsche hat auch so tapfer getrunken, daß der Richter den Wirt mit gutem Gewissen freisprechen könnte.

Der zweite Gefangene ist ein Mörder von Profession, einer jener Böfewichter, die man Bravos nennt und die für vier oder fünf Pistolen einem jeden bereitwillig ihre Dienste weisen, der sich für dies Geld heimlich irgend jemand vom Halse schaffen will. Der dritte ist ein Tanzmeister, der sich wie ein Stutzer trägt und der eine seiner Schülerinnen einen faux pas hat machen lassen. Der vierte endlich ist ein Galan, der in der vergangenen Woche eben von der Wache aufgegriffen wurde, als er in das Zimmer einer ihm bekannten Dame steigen wollte, deren Mann abwesend ist. Es hängt nur von ihm ab, sich aus dem Handel zu ziehen, indem er sein Liebesverhältnis entdeckt; aber er will lieber für einen Räuber

* Rene Le Sage, einer der geistreichsten Schriftsteller Frankreichs, läßt den Studenten Don Cleophas Leandro Perez Zambullo durch Asmodi, den hinkenden Teufel, die Menschen und Zustände seiner Zeit schauen. Er entwirft dabei ein Zeitgemälde von packender Realistik. Das Kapitel über die Gefangenen mag einen Einblick in die Art der Schilderung Le Sages gewähren, dessen großer Roman „Gil Blas“ ein Gegenstück zum „Don Quichote“ des spanischen Dichters Cervantes bildet. Beide Werke des Franzosen, die denkenden Lesern — und andere sollten sich Zeit, Mühe und Kosten des Lesens sparen — eine Fülle von Anregungen bieten, sind in billigen Ausgaben in den bekannten Volksbibliotheken zu haben.

gelten und sich der Gefahr aussetzen, als ein solcher sein Leben zu verlieren, als die Ehre seiner Dame bloßzustellen.

Das ist ein wackerer Liebhaber, sprach der Student, man muß doch gestehen, daß wir Spanier in Sachen der Galanterie den Vorzug vor allen anderen Völkern behaupten. Ich wette darauf, daß ein Franzose z. B. nicht fähig wäre, sich wie wir aus Diskretion hängen zu lassen. — Nein, gewiß nicht, antwortete der Teufel, er würde viel eher geradezu auf einen Balkon weisen, um ein Frauenzimmer zu beschimpfen, die sich gütig gegen ihn zeigte.

In einem Kabinett nahe bei diesen vier Personen, fuhr Asmodi fort, befindet sich eine berühmte Zauberin, welche in dem Rufe steht, die unglücklichsten Dinge verrichten zu können. Durch die Macht ihrer Kunst, sagt man, sollen alte Weiber junge Leute finden, die sie wie rasend lieben; die Männer sollen ihren Frauen treu werden und die Koketten wahrhaft verliebt in die reichen Herren, welche sich an sie hängen; aber von alledem ist nicht ein Wort wahr. Sie besitzt kein anderes Geheimnis als das, die Leute zu überreden, daß sie eins besitzt und so bequem von dieser Meinung zu leben. Die heilige Inquisition hat dieses Geschöpf einzeln lassen, das leicht möglich bei dem ersten Autodafé verbrannt wird.

Unter diesem Gemach ist ein schwarzes Loch, das einem jungen Wirt zum Aufenthalt dient. — Noch ein Gastwirt! rief Leandro, will denn dieses Volk alle Welt vergiften? — Dieser, erwiderte Asmodi, ist nicht in demselben Falle; man fing ihn vorgestern ein und die Inquisition reklamiert ihn ebenfalls. — Gott soll leben! rief Don Cleophas, die heilige Inquisition ist recht hübsch auf dem Plage! Sobald sich nur eine Aussicht zeigt, einigen Nutzen ziehen zu können. . . — Stille! stille! unterbrach ihn der Hinkende, hütet Euch wohl, gegen dieses Tribunal zu reden; es hat überall seine Spione, und man hinterbringt ihm sogar Dinge, die nie gesprochen worden sind; ich selbst wage es nur mit Zittern, von ihm zu sprechen.

Ueber dem unglücklichen Wirt in dem ersten Gemache links befinden sich zwei Personen, die Eures Mitleids wert sind: der eine ist ein junger Kammerdiener, den die Frau seines Gebieters im Stillen wie einen Liebhaber behandelte; eines Tages überraschte der Mann beide. Sogleich fing die Frau an, um Hilfe zu rufen, als wenn man ihr Gewalt angetan hätte. Man nahm nun den armen Unglücklichen fest, der jetzt allem Anschein nach für den guten Ruf seiner Gebieterin geopfert wird.

Der Gefährte des Kammerdieners steht, obgleich noch unschuldiger als dieser, auf dem Punkte, sein Leben zu verlieren. Er war Stallmeister bei einer Herzogin, der man einen großen Diamanten gestohlen hat; morgen wird er vor Gericht gestellt und man wird ihn so lange foltern, bis er gesteht, den Raub begangen zu haben; die wahre Spitzbübinnen ist dagegen die Lieblingskammerfrau der Herzogin, die man nicht in Verdacht zu ziehen wagt.

O, Sennor Asmodi, sprach Leandro, helft, ich bitte Euch, dem Stallmeister — seine Unschuld flößt mir Teilnahme für ihn ein; entzieht ihn durch Eure Macht der grausamen und ungerechten Strafe, die ihm droht; er verdient, daß . . . — Wo denkt Ihr hin, mein Herr Student? fiel ihm der Teufel ins Wort; wie könnt Ihr verlangen, daß ich mich einer ungerechten Handlung widersetzen und einen Unschuldigen vom Untergang retten soll? Das ist ebenso, als wenn Ihr einen Advokaten bitten wolltet, Witwen und Waisen nicht zu betrügen. Ueberhaupt bitte ich Euch, setzte er hinzu, verlangt nicht von mir, daß ich etwas tun soll, das gegen mein Interesse läuft, oder wenigstens, wenn es Euch nicht einen bedeutenden Vorteil bringt.

In der nächsten Kammer auf derselben Seite befindet sich ein Chirurg, der überwiesen ist, daß er seiner Frau aus Eifersucht einen Oberlauf beigebracht hat, wie den des Seneca; er ist heute im pein-

2018

lichen Verhör gewesen und nachdem er das Verbrechen, dessen man ihn angeklagt, gestanden, hat er zugleich erklärt, daß er sich seit zehn Jahren eines etwas seltsamen Mittels bediente, um sich Kunden zu verschaffen. Er verwundete nämlich nachts die Vorübergehenden mit einem Bajonett und flüchtete sich dann durch eine Hintertür in sein Haus. Die Verwundeten stießen natürlich ein lautes Geschrei aus, wodurch die Nachbarschaft zu ihrer Hilfe herbeigezogen wurde; der Chirurg kam dann selbst mit den andern, und indem er hier einen Menschen im Blute schwimmend fand, ließ er ihn in sein Haus bringen, wo er ihn mit derselben Hand verband, mit der er die Wunde schlug.

Ogleich dieser grausame Wundarzt diese Erklärung selbst gegeben hat, und tausendmal den Tod verdiente, so schmeichelt er sich dennoch, Gnade zu erhalten, und dies kann wohl geschehen, weil er der Verwandte der Wickelfrau des Infanten ist; außerdem bereitet er ein wunderbares Wasser, dessen Geheimnis kein anderer kennt, ein Wasser, welches die Eigenschaft hat, die Haut weiß und aus einem runzeligen Gesicht ein Kinderantlitz zu machen, und dieses unvergleichliche Wasser dient drei Damen des Palastes zur Quelle der Jugend, weswegen sie sich denn auch geeinigt haben, ihn zu retten. Er selbst baut so fest auf ihren Einfluß, oder wenn Ihr lieber wollt, auf sein Wasser, daß er ganz ruhig in der sicheren Hoffnung eingeschlafen ist, bei seinem Erwachen die angenehme Nachricht von seiner Befreiung zu erhalten.

Ich sehe da auf einem Lager in derselben Kammer, sprach der Student, einen Mann, der, wie es mir scheint, ebenfalls sehr ruhig schlummert; seine Sache muß daher wohl nicht übel stehen. — Sie ist sehr delikata, antwortete der Dämon. Dieser Kavaliere ist ein biseanischer Edelmann, der sich durch einen Flintenschuß bereichert hat und zwar auf folgende Art: Vor ungefähr vierzehn Tagen war er mit seinem ältesten Bruder, der ein bedeutendes Vermögen besaß, in einem Walde auf der Jagd, und tötete ihn zufällig, indem er nach Rebhühnern schoß. — O welch ein glückliches Quid pro quo für einen jüngeren Bruder! rief Don Cleophas lachend aus. — Da habt Ihr recht, versetzte Asmodi; aber die Seitenverwandten, die sich gern der Erbschaft des Verstorbenen bemächtigen möchten, haben nun den Mörder angeklagt und beschuldigen ihn, den Schuß getan zu haben, um der einzige Erbe der Familie zu werden. Er hat sich hierauf selbst in das Gefängnis gestellt und er scheint so betrübt über den Tod seines Bruders zu sein, daß man sich nicht denken kann, er habe die Absicht gehabt, ihm das Leben zu rauben. — Und hat er in der Tat sich in dieser Beziehung weiter nichts vorzumewerfen als seine Ungeschicklichkeit? entgegnete Leandro. — Nein, versetzte der Hinkende, er hat keine böse Absicht gehabt; aber wenn ein ältester Sohn das ganze Vermögen eines Hauses besitzt, dann rate ich ihm doch nicht, mit seinem jüngeren Bruder auf die Jagd zu gehen.

Werfen wir aber jetzt einen Blick in einen großen Kerker unter den Gefangenen, die ich Euch zeigte, und betrachten wir, was da vorgeht. Seht Ihr die drei Elenden da? Es sind Straßenräuber, die eben im Begriff stehen, sich zu retten. Man hat ihnen eine Feile in einem Brote zugesteckt und sie haben bereits eine dicke eiserne Fensterstange durchgearbeitet und können sich nun in einen Hof hinablassen, von welchem sie in die Straße zu gelangen vermögen. Schon seit länger als zehn Monaten sitzen sie im Gefängnisse und seit länger als acht hätten sie bereits den öffentlichen Lohn, der Heldentaten wie den ihrigen gebührt, empfangen können, aber dank der Langsamkeit der Justiz werden sie von neuem Reifende ermorden.

Folgt mir jetzt in jenen niedrigen Saal, wo Ihr zwanzig bis dreißig Menschen auf Stroh liegen seht; es sind Spitzbuben und anderes liederliches Gesindel; aber bemerkt Ihr wohl dort Fünfe

oder Sechse, die eine Art von Tagelöhner kaufen, den man heute deswegen eingesperrt hat, weil er einen Hühner mit einem Steinwurfe verwundete? — Warum schlagen sie denn den Mann? sprach Zambullo. — Weil er noch nicht seinen Willkomm bezahlt hat, antwortete Asmodi. Aber, setzte er hinzu, lassen wir alle diese Elenden und entfernen wir uns selbst von diesem schrecklichen Ort, wir wollen den Blick zu erfreulicheren Gegenständen wenden.

Zeugen und Rufer.

Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart.

Ein Zweck, für welchen ich tätig sein soll, muß auf irgend eine Weise auch mein Zweck sein; ich muß meinen Zweck zugleich dabei befriedigen, wenn der Zweck, für welchen ich tätig bin, auch noch viele andere Seiten hat, nach denen er mich nichts angeht. Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet. Wenn die Menschen sich für etwas interessieren sollen, so müssen sie sich selbst darin haben und ihr eigenes Selbstgefühl darin befriedigt finden.

Wenn verlangen die Menschen auch, wenn sie für eine Sache tätig sein sollen, daß die Sache ihnen überhaupt zusage, daß sie mit ihrer Meinung, es sei von der Güte derselben, ihrem Rechte, Vorteils, ihrer Nützlichkeit, dabei sein können. Dies ist besonders ein wesentliches Moment unserer Zeit, wo die Menschen wenig mehr durch Zutrauen und Autorität zu etwas herbeigezogen werden, sondern mit ihrem eigenen Verstande, selbständiger Ueberzeugung und Dafürhalten den Anteil ihrer Tätigkeit einer Sache widmen sollen.

So sagen wir also, daß überhaupt nichts ohne das Interesse derer, welche durch ihre Tätigkeit mitwirkten, zustande gekommen ist, und indem wir ein Interesse eine Leidenschaft nennen, insofern die ganze Individualität mit Hintansetzung aller anderen Interessen und Zwecke, die man auch hat und haben kann, mit allen ihr innewohnenden Athern von Vollen sich in einen Gegenstand legt, in diesen Zweck alle ihre Bedürfnisse und Kräfte konzentriert, so müssen wir überhaupt sagen, daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft vollbracht worden ist. Hegel.

Es werde Licht, sprach Gott, da wurde Licht. Blut fliehe! spricht der Mensch, da fliehet es in Meeren. Ein Stündchen kann so viel verheeren, daß hundert helle Sonnenmond' es nicht erneuern, wenn es auch die Sommer wären, die Edens Früchte reiften; denn der Hauch des Krieges verzehrt die Wurzel mit dem Strauch.

Ein stolzer Tag, der Schluß der Session, vorausgesetzt, das Volk ist wirklich frei: Ein König und das Recht auf einen Thron, mich dünkt, daß solch ein Thron der höchste sei. Despoten fassen's nicht — sie lernen's schon, die Freiheit bringt es ihnen langsam bei. Der Pomp ist's nicht, woran wir uns erbauen mit Herz und Aug', es ist des Volk's Vertrauen. Byron: „Don Juan“.

Ein Volk, sich selber treu, sonst allen feind, es folgt dem angeborenen Hang doch nur. Zum Kriege zwingt den Menschen die Natur, er mordet und erobert, bis hienieden nur Wüstenelken sind — und nennt es Frieden. Byron: „Braut des Abidos“.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lütke); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 18

Er erscheint wöchentlich einmal. Redaktion u. Expedition: Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 21. Oktober 1916

Einzelnummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Nach der Parteikonferenz 3.	Seite 137
Vor dem Parteitag der Schweizer Sozialdemokratie. Von Arnold Struthahn.	138
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	141
Aus unserm politischen Tagebuch.	142
Feuilleton:	
Ein Freiheitsieg. Von Maxim Gorki.	143
Zeugen und Rufer	144

Nach der Parteikonferenz.

3. Das Gesicht des Zentrums. In der Politik entscheidet die organisierte Macht des Heeres und die unorganisierte des Volkes. In der Kriegszeit schlagen sich die Quellen der Tat, die allein entscheidend ist, nicht anders. Deswegen ist eine Partei, eine Richtung das, was sie von der im Heere organisierten Volksmasse und von den breitesten, größtenteils unorganisierten Kräften des Volkes an Taten fordert.

Als der aus dem Felde zurückgekehrte Anhänger der Politik des 4. August, Saenger, auf der Parteikonferenz sich an das Zentrum wandte mit der Frage, ob sie draußen im Felde weiter ihre Pflicht tun sollten, antwortete der Zentrumsführer Ledebour: „Selbstverständlich.“

Die zentriemliche Agitation bezweckt keinesfalls die Schwächung des Bewußtseins, daß der Arbeiter im Waffenrock die Pflicht habe, das Vaterland zu verteidigen. Was Haase und Ledebour von den Arbeitern im Felde forderten, ist daselbe, was Scheidemann von ihnen fordert. Das Zentrum steht ebenso wie die Sozialpatrioten auf dem Boden der Vaterlandsverteidigung. Und da der Krieg nicht nur im Schützengraben, sondern auch in der Munitionsfabrik geführt wird, so entsteht die weitere Frage, was die Zentrumsführer von dem zweiten entscheidenden Faktor, der Arbeitermasse in der Fabrik, fordern. Die Sozialpatrioten fordern von ihnen das, was Herr Ballin in die schönen Worte kleidete: durchhalten und Maul halten. Die Zentrumsleute sind gegen das Maul halten, sie wollen, daß Versammlungen einberufen werden, in denen gemault wird usw. Aber damit Schluß. Haase führte nach dem offiziellen, in der ganzen Presse abgedruckten Bericht folgendes aus:

„Das Antistreikflugblatt hat tief verbitternd gewirkt. Der Redner weist auf die Sympathiekundgebungen für Liebknecht hin und wendet sich gegen die Abschüttelung derartiger Regungen. . . Durch Aufrufe und Warnungen kann der Parteivorstand nicht eine Bewegung niederschlagen, die aus solcher Zeit entsteht. Keiner von

uns empfiehlt wilde Streiks, aber man soll Verständnis für die darin ausbrechenden Gefühle haben.“

Da jeder von den Gewerkschaftsvorständen nicht bewilligte Streik ein „wilder“ ist, und da die Gewerkschaftsvorstände in der Kriegszeit gegen jeden Streik sind, so bedeuten die Ausführungen des Abg. Haase die Ablehnung jeder Streikbewegung im Kriege. Es herrscht eine vollkommene Eintracht in dem, was das Zentrum und die Sozialpatrioten von der Masse an Taten fordern. Das Zentrum unterscheidet sich von den „Instanzen“ nur dadurch, daß es keine Agitation gegen spontane Bewegungen führt, weil es ihren Nährboden kennt und eine solche Agitation für unnütz hält.

In den Taten, die sie von den Massen fordern, vollkommen den Sozialpatrioten gleich, unterscheiden sich die Zentrumsleute von ihnen in den Gesinnungen, die sie im Parlament ausführen. Während die Sozialpatrioten die Kredite annehmen, entschlossen sich die Zentrumsleute schließlich, die Kredite abzulehnen. Weshalb? Weil sie annehmen, daß die Regierung einen Sieg erstrebt, den sie zu Annerkennung ausnützen könnte. Das Zentrum dagegen will das Vaterland nur soweit verteidigen, daß es keine Einbuße an Unabhängigkeit und Gebiet erleide; es will also die Niederlage abwenden, befürchtet aber den Sieg.

„Es gibt einen dritten Weg, die Verständigung unter den Völkern, bei der keines eine Niederlage erleidet. Der Friede ist nur zu erreichen, wenn mit aller Rücksichtslosigkeit diejenigen bekämpft werden, die dem sozialistischen Frieden, dem Frieden der Verständigung, sich in den Weg stellen. Der Hebel ist bei England anzusetzen; Minister Cecil hat kürzlich erklärt, daß an England niemals etwas anderes an Friedensangeboten heranzutreten ist, als was in den Kanzlerreden enthalten war.“

Diese Worte Haases bilden die politischen Hauptgedanken des Zentrums: Verständigung „der Völker“, „sozialistischer Weg“. Da weder Sir Cecil noch Herr Bethmann Hollweg Vertreter der Völker, geschweige denn des Sozialismus sind, so besteht der ganze Irrtum des „sozialistischen Weges“ Haases und des Zentrums darin, daß sie von den Regierungen den Beginn der Verhandlungen fordern.

Kautsky gab schon Herrn Bethmann Hollweg die Friedensbedingungen mit auf den Weg: die Wiederherstellung Belgiens und Serbiens, Anerkennung internationaler Schiedsgerichte, Verständigung mit England über die Rüstungen. Das bedeutet: Anerkennung des status quo in Europa und pazifistische Maßregeln für